

MERKUR

Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Alexander Kluge, Politische Geologie

Eva Geulen, Begriffsgeschichten go global

Eckhard Schumacher, Vergangene Zukunft. Popkolumne

Christian Demand, Gedenkstätten. Memorialkolumne

Schwerpunkt »Die Gegenwart des Digitalen«

Caspar Hirschi/Carlos Spoerhase, Open Access

Dirk Baecker, Vom Ende der Moderne

Günter Hack, Das Internet als militärisches System

Valentin Groebner, Mit Dante und Diderot nach Digitalien

Ted Striphas, Das Internet der Worte

Roger A. Fischer, Zur gesellschaftlichen Lage des Netzes

Paul Kahl/Hendrik Kalvelage, Goethe und das NS-Erbe

Ljudmila Belkin, Donbass. Zur Vielheit in der Ukraine

Stephan Herczeg, Journal (XXII)



69. Jahrgang, Januar 2015 12 €

Klett-Cotta

788

Mit Dante und Diderot nach Digitalien

Wie viel will die Wissensgeschichte von sich selber wissen?

Von Valentin Groebner

In ordentlichen Zukunftsbeschwörungen steckt immer ziemlich viel Vergangenheit. Ist ja auch logisch, denn über das Neue muss in alten Begriffen und in Bezug auf Bekanntes geredet werden, sonst versteht es keiner. Unübersehbar wird das, wenn es um die Geschichte der vernetzten Computer geht. Die technischen Umbrüche der letzten fünfunddreißig Jahre in Sachen Information – der Aufstieg des Personalcomputers und seine Integration in ein allgegenwärtiges Netz digitaler Datenübertragung – werden für gewöhnlich als umstürzende Revolution behandelt, als radikal Neues, das mit der Vergangenheit kurzen Prozess macht. Aber beschrieben wird diese Revolution immer mithilfe von altem Zeug.

Gewöhnlich sind das ältere literarische Fantasien über zukünftige Welten, die Morgens von gestern sozusagen. Das »Surfen« und der »Cyberspace« etwa sind von dem Science-Fiction-Autor William Gibson Mitte der 1980er Jahre erfunden worden, lange bevor man das alles vor und auf Bildschirmen tun und sehen konnte. Die Begriffe »Overload« und »Prosumer«, die so perfekt auf die sozialen Netzwerke und den benutzergenerierten Content des Web 2.0 zu passen scheinen, hat Alvin Toffler 1973 populär gemacht. Noch ein paar Jahre früher trompetete Marshall McLuhan angesichts des Fotokopierers vergnügt, ab jetzt sei jeder Autor sein ei-

gener Verleger. Thomas Alva Edison prophezeite 1912, Bücher seien in Zukunft ohnehin überflüssig, da alles menschliche Wissen durch Filme vermittelt werden würde. Und die Zukunftsvision von isolierten, in unterirdischen Einzelzellen lebenden Menschen, die nur durch ein allmächtiges zentrales elektrisches Kommunikationssystem miteinander in Kontakt treten können, hat sich der Schriftsteller E. M. Forster in seiner Erzählung *The Machine Stops* ausgedacht. Im Jahr 1909.

Jeder erfolgreiche technische Innovationsschub bringt also offenbar jede Menge neue Vergangenheit hervor. T. S. Eliot hat das 1919 in einem knappen Essay auf den Punkt gebracht.¹ Darin geht es allerdings nicht um Elektrotechnik, sondern um Gedichte. Jede umstürzende radikale Neuerung, schreibt er, ist nicht einfach ein Bruch mit der Vergangenheit. Sondern verändert diese Vergangenheit selbst. Denn die ist, wie es ein melancholisches russisches Sprichwort formuliert, eben unvorhersehbar.

Die wirklich wichtige Vergangenheit, könnte man sagen, ist immer diejenige der gerade aktuellen technischen Neuerung. 2013 verkündete der Journalist Dirk von Gehlen in seinem Buch *Eine neue Version ist verfügbar*, durch das Ablösen der Daten von ihren Trägern habe sich alles kulturelle Wissen in Software verwandelt: verflüssigt, interaktiv und – Prinzip Wikipedia – auf dauernde Veränderung

1 T. S. Eliot, *Tradition and the Individual Talent*. Zuerst in: *The Egoist* (1919), dann in: Ders., *The Sacred Wood*. New York: Knopf 1921.

durch ihre Benutzer ausgelegt.² Historische Vorläufer hatten er und seine Interviewpartner im Buch auch parat: Die heutige Situation sei nur vergleichbar mit der Medienrevolution in Italien am Beginn des 14. Jahrhunderts, der Entstehung der volkssprachlichen Literatur durch Dante, und Benjamins *Passagen*-Werk sei nichts anderes gewesen als ein Tumblerlog, in dem jemand seine Fundstücke zusammengetragen habe. Der Computer als Knotenpunkt der Sozialkontakte ermögliche nun Schreiben und Lesen zusammen mit anderen – und Dirk von Gehlen ergänzte das um ein enthusiastisches Interview mit der Schriftstellerin Lydia Gharmann, die ihren Roman gerade live im Netz schreibe, um das Publikum an seiner Entstehung teilhaben zu lassen. Das gedruckte Buch, das wusste der Autor ganz genau, sei Sackgasse, Endstation. Von Lydia Gharmanns Online-Roman habe ich seither leider nie mehr etwas gehört.

Wesen der Tiefsee

Ein ungleich massiveres Stück Geschichtsschreibung des Neuen liefert der Historiker Peter Burke in seiner soeben erschienenen *Explosion des Wissens* – einem gut dreihundertseitigen Durchgang durch die Geschichte des Sammelns und Aufbereitens von Information von der Enzyklopädie bis, natürlich, Wikipedia.³ Ihm gehe es um »Quantifizierung, Säkularisierung,

Demokratisierung, Globalisierung, Technisierung«, schreibt Burke im Vorwort, und der Umbruch durch das Internet ist dabei Ziel und Ausgangspunkt in einem. Das Buch ist die Fortsetzung von Burkes 2001 auf Deutsch erschienener *Geburt der Wissensgesellschaft*, das die älteren Wissensordnungen von Gutenberg bis Diderot behandelte. »Höchst aktuell« sei diese umfassende Wissensgeschichte, weiß die Homepage seines Verlags, »ein fundamentaler Beitrag zu den entscheidenden Fragen der Gegenwart und Zukunft«.

Nun ist das mit der Aktualität so eine Sache. Gerade Burke ähnelt als Autor diesen erstaunlichen Wesen der Tiefsee, die sich von dem ernähren, was von all den vielen anderen Tieren in den Ozeanen zu ihnen heruntersinkt. Wenn eine Großidee erfolgreich die Nahrungskette der intellektuellen Debatte durchquert hat, vom ersten Entwurf in einem Zeitschriftenaufsatz bis zur Allgegenwart auf dem kleinen Planeten der Fachhistoriker – dann, ganz am Schluss, schreibt Peter Burke ein Buch darüber.

Er ist der Mann für den ganz großen Überblick über die ganz großen Themen: Er hat über das Konzept der Volkskultur geschrieben (1978), über Soziologie und Geschichte (1980), über historische Anthropologie (1987), über die Kultur der Renaissance (gleich dreimal: 1987, 1990 und 1998), über die französische Geschichtsforschung der »Annales« (1991), über Kulturgeschichte (zweimal: 1994 und 2004), über Bilder als historische Quellen (2001), über Übersetzungen (2006) und über »Cultural Hybridity« (2009). Wie die produktiven Wesen in der Tiefsee leuchtet Peter Burke im Dunkeln, glaube ich, weil seine Leselampe immer eingeschaltet ist.

2 Dirk von Gehlen, *Eine neue Version ist verfügbar. Wie die Digitalisierung Kunst und Kultur verändert*. Berlin: Metroлит 2013.

3 Peter Burke, *Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia*. Berlin: Wagenbach 2014.

Seine *Explosion des Wissens* – das Verlagsprogramm trägt das Cover auf dem Titel, Überschrift: »500 Jahre Weltwissen« – bietet viele schöne Splitter. Die ständigen Platzprobleme in den unaufhaltsam wachsenden Archiven und Bibliotheken seit dem 19. Jahrhundert tauchen bei ihm ebenso auf wie die gewalttätigen Umstände, unter denen die großen Sammlungen außereuropäischer Kunstschätze und Manuskripte in London und Paris entstanden, als systematische koloniale Plünderungsaktionen. (Das Expeditionskorps Napoleons III. nach Mexiko wurde nicht nur von Archäologen begleitet, sondern – frühes *public-private partnership* – auch von Pariser Antiquitätenhändlern.) Er liefert auch Schlaglichter zur ungeschriebenen Geschichte des Gelehrten als Spion: Wissenschaftler verkleideten sich in den 1880er und frühen 1890er Jahren in London als jüdische Kleiderhändler und in sächsischen Textilfabriken als Arbeiter, um Informationen zu sammeln, und mehrere der Erforscher der Keilschrift hatten im Ersten Weltkrieg Jobs als Kryptografen. Populär konnten sie aber auch: Wissenschaftliche Vorträge waren im 19. Jahrhundert als multimediale Spektakel inszeniert, lange vor Powerpoint.

Aber immer dann, wenn es wirklich interessant und irritierend wird, bricht Burke ab und springt zum nächsten Thema. Denn er will alles über alles sagen – über das Sammeln und Speichern von Wissen, seine Verbreitung, Anwendung, Verwaltung und Klassifikation, von den großen Nachschlagewerken des 18. Jahrhunderts bis zu den vernetzten Kisten des World Wide Web. Deswegen hat er nicht viel Platz. Die Entstehung der Klassifikationssysteme von Texten, Bildern und Arte-

fakten zum Beispiel, ihre Tücken, Lücken und ihre Ablösung durch Suchmaschinen ist ein riesengroßes, faszinierendes und vertracktes Thema. Burke behandelt es auf weniger als zwei Seiten und springt dann zum nächsten – keinem geringeren als »Entzifferung« (auch zwei Seiten). Der arme Autor kann weder irgendetwas weglassen noch ins Detail gehen, und das erzeugt beim Lesen ein eigenartiges Gefühl: im extrem beschleunigten Tiefflug über eine Steppe aus Namen und interessanten Fakten sausen. Die meisten würden einen sehr viel gründlicheren Blick verdienen, aber leider: schon vorbei.

Das ist schade, denn die Vermehrung der verfügbaren Informationen hat in den letzten zweihundert Jahren interessante neue Phänomene erzeugt: Was wird nicht mehr benutzt? Was kann wegfallen und gelöscht werden? Archivare werden seit dem 19. Jahrhundert (und bis heute) dafür bezahlt, dauernd große Mengen Papier wegzuwerfen. Welches alte Wissen enthält entscheidende neue, bislang übersehene Informationen? Der Umgang mit unübersehbar groß gewordenen Mengen an Information hält noch ein paar weitere Paradoxa bereit, nämlich die seiner Filtrierung und Kontrolle, also Geheimhaltung. Noch interessanter (und beunruhigender) ist ein Phänomen, das die meisten Computerbenutzer des 21. Jahrhunderts gut kennen, aber auch schon Bibliothekaren vor hundert und zweihundert Jahren vertraut war. Es ist das unbeabsichtigt unauffindbar gewordene Wissen, der Alptraum aller Architekten von Katalogisierungs- und Beschreibungssystemen. »Im Internet gehen riesige Mengen von Information Tag für Tag verloren«, schreibt Burke. Und wechselt nach diesem denkwürdigen

Satz (wer verliert da was genau?) wieder das Thema.

Wer darf als Experte auftreten? Von welchem Ort aus wird gesammelt, sortiert und geschrieben? Die großen Fragen zur Geschichte des Wissens, die seit fast dreißig Jahren auf der Tagesordnung stehen, kommen bei Burke durchaus vor. Wer sind die lokalen Helfer, Dolmetscher und Vermittler, die das Material überhaupt erst zugänglich machen? Burke zitiert den britischen Historiker Macaulay, der 1835 kaltschnäuzig konstatierte, »ein einziger Regalmeter einer guten europäischen Bibliothek wiegt die gesamte Literatur Indiens und Arabiens auf«. Aber die Kosten seiner eigenen selbstverständlichen Konzentration auf die angelsächsische Welt ignoriert er.

Über die nichtwestlichen Institutionen von Bildung und Wissen findet sich in diesem dicken Buch praktisch kein Wort. Die Abschnitte zur Ökonomie – zu Patenten, Copyrights und Unternehmen – sind lückenhaft, kurz und peinlich. Durch den zunehmenden Gebrauch von Laptops und durch das Internet, befindet Burke schließlich, verschwinde allmählich die traditionelle Unterscheidung zwischen der Peripherie und den Zentren des Wissens – das steht da wirklich so, gedruckt im Jahr 2012, dem Erscheinungsdatum des englischen Originals; als ob es *digital rights management* und die Debatten darum nie gegeben hätte. Manche Historiker mögen Unordnung. Und Umordnung. Peter Burke gehört nicht zu ihnen. Er betreibt die Wiederholung von Bekanntem, bis zur Selbstverständlichkeit verdünnt.

Das ist nicht nur deswegen ärgerlich, weil es wunderbare neue Bücher zur Geschichte des Wissens gibt, denen man die

Vermittlung an ein deutschsprachiges Publikum heftig wünschen würde – Ann Blairs Geschichte der Verwaltung und Aufbereitung von gelehrtem Wissen bis ins 18. Jahrhundert, 2010 unter dem schönen Titel *Too Much to Know* erschienen, ist dabei nur ein Beispiel.⁴ Offenbar ist es gar nicht so einfach, sich in den Rückkopplungseffekten zwischen vermeintlich historischen Umbrüchen der Gegenwart – was ist eigentlich genau das Historische am historischen Umbruch? – und dem Bedürfnis nach griffigen und möglichst weit zurückreichenden Vorgeschichten, nach Gründungshelden und Abrahams zurechtzufinden. Weil Wissen und seine Geschichte doch immer auch Besserwissen sein möchte.

Das Jetzt des Docuverse

Oder Untergangsgeschichte. Die wäre das genaue Gegenstück zur schwärmerischen Produktionseuphorie qua Vernetzung, die Dirk von Gehlen entwirft, und zum ebenso wolkigen Verweis auf die Aufklärung als (selbstkontrollierendes?) intellektuelles Kollektivunternehmen, mit dem Burke sein dickes Buch beschließt. Uwe Jochum, Bibliothekar und vielfach ausgewiesener Spezialist für die Geschichte der Bibliotheken, legt mit dem sorgfältig gestalteten kleinen Buch *Medienkörper* eine scharfe Kritik zeitgenössischer Lesegeräte vor.⁵ Auch er argumen-

4 Ann M. Blair, *Too Much to Know. Managing Scholarly Information before The Modern Age*. New Haven: Yale University Press 2010.

5 Uwe Jochum, *Medienkörper. Wandmedien, Handmedien, Digitalia*. Göttingen: Wallstein 2014.

tiert historisch. Nur greift er nicht zu den Aufklärern, Gutenberg oder Dante, sondern sehr viel weiter zurück. Es seien die transportablen »Handmedien« gewesen, mit Schriftzeichen bedeckte Tontafeln, die vor etwas mehr als vier Jahrtausenden die Schriftträger in Bewegung versetzt hätten: Erst mit ihnen entstehen Archive, Bibliotheken, Erinnerungs- und Vergleichsmöglichkeiten.

Seither, so Jochum, heiße Schreiben nicht nur, gegenwärtige Zustände festzuhalten, sondern sie berechenbar zu machen und einzelnen Autoritäten zuzuschreiben. Weil sie transportabel sind, müssen solche Informationsspeicher jederzeit rekontextualisierbar sein. Jeder so präsentierte Text brauche einen »Index seines Ursprungs«, der für seine Authentizität einstehe – gewöhnlich den Namen des Autors. Seit dem Übergang von den antiken Schriftrollen zu den Codices der ersten nachchristlichen Jahrhunderte schafften diese in Bewegung gesetzten Texte einen Raum, der religiös definiert sei – geschrieben werde im Namen Gottes.

Genau die Eigenschaft also, die bei Dirk von Gehlen den Informationsträger Buch zur Sackgasse und Endstation macht – seine Unveränderbarkeit nämlich –, ist Jochum Bedingung seiner Wirkung: »Stauung der schriftlich fixierten Überlieferung«. Und die setzt Jochum mit so drastischen Begriffen wie möglich von den neuen »Digitalia« ab, die jeweils als Versprechen auf Anschluss an unüberschaubar große Mengen zeitgenössischen Wissens funktionierten. Wie von Gehlen stellt auch Jochum den Begriff der Verflüssigung ins Zentrum: Nur diesmal nicht als zukünftige Allgegenwärtigkeit und Leichtigkeit, sondern als unheilvolle

rip tide, »die alles an sich zieht und medial alles integriert, um nichts mehr an seinem Platz zu belassen«.

Im »Jetzt« des *docuverse* schrumpfe »die kulturelle Tradition auf den Augenblick ihrer algorithmischen Zuspiegelung«, schreibt er; sie verliere ihre zeitliche und räumliche Tiefe und Fremdheit. Stattdessen »sehen wir, wie sich instantane hyper-textuelle Oberflächen auf zahllosen Bildschirmen ausbreiten und im Unendlichen verlieren ... das heiter-vergnügte Surfen auf Informationswellen, die ohne eigene Autorität und Autorschaft ganz nach dem Geschmack eines beliebigen Jedermann geritten werden können«.

So kann der Bezug aufs alte Zeug auch klingen: Dort Bedeutung, Tradition und Tiefe, hier Oberfläche und promisker, flüchtiger Lustgewinn. Leider muss man eine Menge Wissensgeschichte zum Verschwinden bringen, um diesen Gegensatz einleuchtend zu finden. *Copy and paste*, für Jochum das Symptom digitaler Verantwortungslosigkeit schlechthin, ist ein ehrwürdig altes Verfahren, zum ersten Mal beschrieben von dem Arzt, Astrologen und *spin doctor* Girolamo Cardano in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Wenn die Autorität von Texten verschwinde, klagt Jochum, verschwänden die Stimmen von Autoren, die den Texten ihre Autorität gäben: Das Überlieferte werde nicht mehr in seiner Integrität sorgsam bewahrt, sondern nach Belieben fragmentiert und re-kombiniert, ohne dass man Rechenschaft über diese Vorgänge ablegen müsste.

Aber ist das wirklich typisch für Jochums »Digitalia«? Im 12. Jahrhundert hat Johannes von Salisbury seinen Gegnern vorgeworfen, sie läsen nur noch die Kompilationen und Zusammenfassungen

und nicht die gelehrten Texte selbst. Sein chinesischer Kollege Zhu Xi beschwerte sich zur selben Zeit bitter, dass niemand mehr die klassischen Werke der Literatur in ihren originalen Fassungen gründlich studiere. Die »Schwärme neuer Bücher«, so Erasmus von Rotterdam 1526, hielten durch ihre schiere Masse die Jugend vom Studium der antiken Autoren ab, die allein wertvoll seien. Wie seine Humanistenkollegen fand aber Erasmus nichts dabei, eben diese antiken Autoren als Rohmaterial für seine eigenen geschliffenen Collagen und Montagen im Stil der Alten zu verwenden.⁶

Die Buchseite, lateinisch »pagina«, käme von »pagus«, dem heiligen Ort, zürnt Jochum. Leider sind Bücher aber nie heilige Orte gewesen. Ihre Inhalte waren in den letzten zwei Jahrtausenden übertragbar, elastisch und polymorph. Sie waren auch deswegen so wirksam, weil ziemlich hemmungslos aus ihnen abgeschrieben, verdreht, parodiert und plagierte wurde. Vielleicht müssen sie deswegen so intensiv sakralisiert werden, weil sie, pardon, sich von fast jedem für fast alles haben benutzen lassen. Man muss kein Freund von Netzutopien sein, um von Jochums Beschreibung der digitalen Kanäle als »wolkenförmiger Nicht-Identität« und Todeszone für Eigentum und »Leiblichkeit«, in der sich alle Namen in einem »reinen Jetzt« ohne Vergangenheit auflösten, etwas befremdet zu sein. Am Schluss beschwört er einen »von Algorithmen gesteuerten insektenhaften Plan- und Über-

wachungsstaat« herauf, der sich anschicke, die Welt zu übernehmen. »Im Namen Gottes« – so die letzten Worte des Buchs.

Irdische Hardware

Im Reden über die Wissenswelten der Zukunft stecken eine ganze Menge alte Narrative, vor allem theologische. Wieso landet ein so umfassend belesener Bibliothekshistoriker wie Jochum angesichts von Smartphones und E-Books so umstandslos zuerst in der Eschatologie und dann beim Allerhöchsten? Er bemerkt zu Beginn selbst, das Buch habe sich seit dem 19. Jahrhundert in ein »industriell gefertigtes Massenprodukt ohne Aura« verwandelt; aber der Verlust von Verlust ist ja besonders schwer auszuhalten.

Die Geschichte des Wissens als Geschichte des Buchdrucks, der Aufklärung und des Aufstiegs der technischen Wissenschaften war im 20. Jahrhundert so etwas wie das ideenhistorische Hauptquartier der Säkularisierung. Es ist aber unklar, ob dort gerade jemand ans Telefon geht. Angesichts der emphatischen Selbstorganisationsfantasien der Vernetzungsgemeinde auf der einen Seite – alles wird gut, und alle Hierarchien zerbröckeln, wenn alle alles bloggen, kreativ und selbstbestimmt, 24 Stunden am Tag – und der düsteren Untergangsszenarien der Kulturpessimisten auf der anderen – ein gewaltiger Sog des digitalen Nichts aus »Medien des Ungeists« zerstört Authentizität und Leiblichkeit – wünscht man sich Studien über die konkreten Auswirkungen dieser Systeme auf reale Benutzer im Alltag.

Dann verwandelt sich die vermeintliche Beliebigkeit des Umgangs mit dem digitalen Wissen rasch in sehr handfeste

⁶ Vgl. Ann M. Blair, *Too Much to Know*; ebenso Nikolaus Wegmann, *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*. Köln: Böhlau 2000.

Wünsche nach Zugehörigkeit, Aufmerksamkeit und Autor-Ich. (Auch Dirk von Gehlen wollte sein Manifest von der Verflüssigung aller Texte ja unbedingt als Papierbuch erscheinen lassen.) Nach 35 Jahren digitaler Wissensrevolutionen sieht es jedenfalls so aus, als ob schnelle elektronische Updates und dauerhaft auf Papier gedruckte Zeitschriften und Bücher einander gründlich kontaminiert haben. Die einen sind großartig für erste Entwürfe, Kritik und Diskussion, also für Unfertiges; die anderen für Resultate, für das verlässliche Zeug mit längerer Haltbarkeit. Und genau das findet sich ja auch am Ende jedes brauchbaren Wikipedia-Artikels: eine Bibliografie mit gedruck-

ten Büchern und Artikeln aus Fachzeitschriften.

Die vermeintlich körperlos-verflüssigten Kanäle des Digitalen wiederum brauchen eine ganze Menge irdische Hardware, Stromnetze und gelegentlich böartige Rechtsanwälte, um zu funktionieren. Es sind solche pragmatischen Mischformen, die den Umgang mit Wissen bestimmen, digitalem wie gedrucktem. Schlampige Verhältnisse also – echte, klebrige Geschichte. Wie bei den Raubdruckern, Aufschneidern und Abschreibern des 14., 16., 18. Jahrhunderts. Zum Beschwören zukünftiger Kommunikationsparadiese taugen die ebenso wenig wie für einen ordentlichen Weltuntergang.